

verfechten nur unser Recht auf die Dichtkunst, wir wollen, daß man unser Streben nach dem Erhabenen berücksichtigt.“

Sie wandte sich an eine üppige Gefährtin mit kastanienbraunen Haaren und fragte sie seufzend: „Leonilde, habe ich gut gesprochen?“

„Du sprichst wie ein Engel“, erwiderte Leonilde, und nicht einmal, sondern dreimal hintereinander seufzte sie derart, daß ihr Busen zitterte. „Meine Damen,“ sagte schließlich Giovanni artig, „hier sind wir sicherlich im Olymp.“ Und die Augen zum Himmel gewandt, bemerkte



Otto Sohn-Rethel

er, daß an der Wand statt des Bildes von Karl Marx das einer Diva der stummen Kunst hing. Da wurde ihm endlich der Sinn des höheren Strebens der Zimmermädchen klar, und demütig nahm er eine würdige Haltung an, hörte die verschiedenen Proteste der Rednerinnen gegen die jetzige Gesellschaft, die unfähig sei, eine höhere, geistige Bewegung zu begreifen. Ohne Groll, aber mit der tiefsten Verachtung wurde die brutale Gier der Bürgerschaft aufgedeckt, welcher die hier vertrene Klasse gezwungen ihre Dienste lieh: Mit reichen Einzelheiten wurde der intime Geist jener Kaste illustriert, die ohne jedes Verdienst, weder des Geistes noch des Gefühls, immer noch zu herrschen behauptete.

Als die erbsengrüne Michelina, als letzte auf das Rednerpult gestiegen, wahrhaft Ekelhaftes darüber erzählte, auf Kosten einer Schieberfamilie, bei der sie sich unglücklicherweise aufhielt, da gab es ein allgemeines Ach des Abscheus und des Ekels; ein Ach und Oh, das zu einem Brausen wurde, als Michelina folgendermaßen schloß: „Wenn zu andern Zeiten häufig und mit Recht die wahren Damen gezwungen waren, sich die Nasen zuzuhalten beim Näherkommen der Dienerschaft, so ist es bei umgekehrten Verhältnissen jetzt an uns — man errötet mit Recht — unsere zarte Nase mit Zeigefinger und Daumen zuzuhalten, wenn wir uns unseren Herrschaften nähern. Wagen wir das Wort auszusprechen, liebe Freundinnen, sie stinken, sie stinken wie reifes Aas...“